

will er das Andenken an den jungen Helden dauernd bewahren. Hatte er doch schon die Summe, mit der sich der Sohn eine selbständige Existenz gründen sollte, bereit gelegt; diese will er dem Museum der Stadt überweisen zur Erwerbung eines hervorragenden Kunstwerkes, das seinem Stoffe nach zu dem Anlaß paßt. Hierbei ist es keineswegs seine Absicht, ein Werk in Auftrag zu geben, das mit dem Kriege unmittelbar in Beziehung steht; auch eine stimmungsvolle Landschaft, die den Frieden der Natur auf den Beschauer überträgt, von der Größe und Schönheit der Leistikowschen Kunst, erscheint ihm für diesen Zweck angemessen. Als Mann von Geschmack, der an der Kunst seiner Zeit nicht teilnahmslos vorübergeht, hatte er bei allem, was als Erinnerungsblatt für die Angehörigen der Gefallenen bisher entstand, die Empfindung einer konventionellen Kunst, die einen Trost zu gewähren nicht imstande ist. Auch Mag Klingers Gedenkblatt, das von der Leipziger Kreishauptmannschaft in Auftrag gegeben wurde, schien ihm, wie überhaupt dessen Graphik der letzten Zeit (Bugra, Diplom!), mit Kunst wenig zu tun zu haben.

Mors janua vitae! Könnte doch der Tod, der heute so unerbittlich an manche Pforte pocht, für die Kunst selbst die Pforte zu neuem Leben sein! In einem Aufsatz der Vossischen Zeitung (Sonntagsbeilage vom 25. Juli 1915), betitelt „Der Krieg und die Museen“, hat Prof. Bazarek in Stuttgart einige Mitteilungen gemacht, die beweisen, daß unsere obige Erzählung sehr wohl der Wirklichkeit entnommen sein könnte; er berichtet, daß der Berliner Tabakfabrikant Voß zur Erinnerung an seinen auf dem Felde der Ehre gebliebenen Sohn seine wertvolle Sammlung moderner Gemälde (Leibl, Menzel, Lenbach, Stud u. a.) seiner Vaterstadt Gießen geschenkt und der ebenfalls gefallene Architekt Löbelmann in Heidelberg der dortigen Akademie ein Kapital von einer Viertelmillion für Architekten und Archäologen gestiftet habe. Freilich bemerkt Bazarek hierzu, daß es sich leider um vereinzelte Fälle handelte, da es an der nötigen Anregung oft fehle. „Im ersten Augenblick der höchsten schmerzlichen Trauer kann doch keine Kunstanstalt anklopfen, ohne in den Verdacht gefühlloser Erbschleicherei zu verfallen, und im zweiten Augenblick — kann es schon zu spät sein.“ Hierzu möchte ich bemerken, daß Ärzte und Anwälte, unter denen freilich der Kunstsinne nicht allzu häufig ist, Fürsprecher sein könnten, wenn es sich um den letzten Willen handelt; so ist mir ein Fall bekannt, in dem ein viele Jahre Leidender, der an dem Museum bis dahin keinen Anteil genommen hatte, als er sein Vermögen zu wohltätigen Zwecken hinterließ, durch den Arzt bestimmt wurde, einen Teil für Kunstzwecke zu stiften.

Wie sehr wünschten wir den Museen besonders in der jetzigen schwierigen Zeit mehr Gönnerschaft! Aber auch die Museen sollten nach dem Kriege manchen Wünschen Rechnung tragen, durch deren Erfüllung sie nur gewinnen können; freilich kann ich mich im folgenden nur auf Andeutungen beschränken, da es sich um Dinge handelt, die einen besonderen Aufsatz rechtfertigen würden. Zunächst sollte in Zukunft bei Ankäufen nicht nur auf den Namen des Künstlers geachtet werden, sondern auch auf die Qualität. Wohl ist es verständlich, daß ein Museum danach strebt, die größten Meister der deutschen Kunst und, wenn möglich, des Auslandes in seiner Sammlung zu vereinigen, aber es kommt sehr darauf an, was für Werke den Namen repräsentieren. Wirkliche Meisterwerke werden nur wenigen mit reichen Mitteln aus-

gestatteteten Großstadtsammlungen erreichbar sein. Prüft man daraufhin einige unserer Provinzmuseen ohne Vorurteil, so ist es schwer, sich dem parvenuhaften Eindruck zu entziehen: Namen, nichts wie Namen, keine Qualität! Ein wunder Punkt ist ferner die in den Sammlungen vertretene Plastik, die meistens Zufallserwerbungen oder Schenkungen ihr Dasein verdankt. Bildhauerwerke sind in manchen Museen geradezu im Wege, denn sie verlangen zur Ausstellung einen geeigneten Raum, in dem das Material zu voller Wirkung kommt und das Spiel des Lichtes auf den Körperformen nicht gehemmt ist. Vielsach läßt auch der Katalog zu wünschen übrig. Von einem Museumsleiter, der sein Amt nicht bloß als dekorativen Posten betrachtet (auch solche gibt es leider), wird man zunächst verlangen, daß er seine eigene Sammlung gründlich kennt. Wäre dies so selbstverständlich, wie es scheint, so würden nicht so viele Kataloge unrichtige Angaben enthalten. Die Kürze, deren sie sich neuerdings immer mehr befleißigen, ist an sich keine Verbesserung, denn der mit einer Sammlung nicht vertraute Besucher verlangt bestimmte Hinweise, die ihm das Verständnis erleichtern. Es ist nun einmal so, daß der Deutsche mehr mit den Ohren sieht. Muther, von dem dieses Wort stammt, hat wohl über die „Steckbriefe“ gespottet, die erst dann von Wert sind, wenn ein Bild gestohlen ist. Was ihn mit Recht störte, war die Geschmacklosigkeit in der Abfassung, die jedoch nicht zu sein braucht und die von einigen neueren Museen glücklich vermieden wird. Man gebe eine kurze, nicht zu trocken erzählte Geschichte des Museums, weise auf die Eigenart gerade dieser Sammlung hin, falls sie eine solche besitzt, und suche in das Verständnis der einzelnen Werke einzuführen. Vor allem aber sollte man bei Ankäufen nicht nach Sensationen, nach verblüffender Technik oder nach kraffen Stoffen jagen. Eine Kunstsammlung ist kein Kino, über dessen Einfluß auf den Kunstsinne kein Zweifel sein kann, auch wenn ernst zu nehmende Menschen zeitweise daran Geschmack finden (vgl. den wunderlichen Aufsatz „Erködnigs Tochter“ von Mag Lehrs in der „Zukunft“ vom 17. Juli Nr. 42). Man hat mit Erfolg Variété in „Bühne für Kleinkunst“ übersezt, darum schlage ich für Kino die Verdeutschung „Bühne für Scheinkunst“ vor, wobei man ja an den Lichtschein auf der weißen Wand denken kann.

Die große Berliner Kunstausstellung, deren zweite Serie eben beginnt, enthielt im ersten Teil keine besondere Sensation, aber das Ergebnis war ein gutes. Die Beschränkung auf einige Säle der Akademie am Pariser Platz (die Ausstellungshalle am Lehrter Bahnhof ist für Kriegszwecke belegt) bewahrte den Besucher vor Ermüdung und ermöglichte es, sich in manches intime Kunstwerk zu versenken. Seines buchhändlerischen Stoffes wegen erwähne ich ein feines Interieur-Bild von Wilhelm Löwith in München: „Im Bücherladen“, bei dem mit viel Geschick die Menschen im Kostüm des 18. Jahrhunderts in den Raum hineinkomponiert sind, dessen Vorbild übrigens das Plantin-Museum in Antwerpen ist (Preis ca. 7000 M.). Manch anderes schöne Werk, wie „Der verlorene Sohn“ von Eduard von Gebhardt, die herrliche Eifel-Landschaft von Richard Kaiser in München u. a., verdienen eine eingehendere Würdigung, wenn es mir nicht so wie der Ausstellungsleitung ginge, es fehlt mir an Raum. Aus diesem Grunde hatte man auch ein Zusammengehen mit der Sezession, das erwogen war, aufgeben müssen. Diese hofft nun Anfang Oktober im eigenen inzwischen fertiggestellten Hause, Kurfürstendamm 232, eine besondere Ausstellung zu veranstalten. Zu ihrem Präsidenten wurde in der letzten Generalversammlung Lovis Corinth, zu Mitgliedern des Vorstandes Philipp Franck, Leo von König, Emil Pottner und Eugen Spiro gewählt. Auf ihre Leistungen darf man gespannt sein.

Die Galerie Eduard Schulte und die Hofkunsthändler von Amster & Rutherford trugen dem Kriege zu ihrem Teil Rechnung, erstere durch zahlreiche Skizzen, Aquarelle, Gemälde vom westlichen Kriegsschauplatz, letztere durch die Ehrenscheiben des zweiten bayerischen Infanterie-Regiments, die von Münchner Künstlern entworfen und geschenkt worden sind.